

Knut Elstermann

Meine Winsstraße

@book im
be.bra verlag

Balkone angebracht und neue Geländer von einem polnischen Kunstschmied gegossen.

»Früher war das Vorderhaus begehrt, hier wohnten die feineren Leute. Heute reißt man sich eher um die Höfe. Das Haus hat zwei, die wir ganz wunderbar saniert haben, mit Balkonen, die es früher nicht gab, und Grünanlagen. Es herrscht dort eine fast ländliche Ruhe«, schwärmt der Bauleiter Margraf. Der Aufwand bei der Sanierung dieses alten Berliner Mietshauses hat sich geschäftlich gelohnt, der ästhetische Gewinn für die Straße ist eher ein erfreulicher Nebeneffekt, wie mir die Herren offenherzig erklären. »Ein Haus mit einer so schönen Fassade verkauft sich viel besser«, bekennt Sascha Welke. »Und die Sanierung rechnet sich erst, wenn auch die letzten Wohnungen an den Mann gebracht sind«, ergänzt Marc Wiese. Das »Ritterhaus« in der Winsstraße besteht heute ausschließlich aus Eigentumswohnungen, von denen einige vermietet sind.

Auf meine Bemerkung, ob es nicht doch schade wäre, dass frühere Bewohner dieses Hauses nicht mehr zu den heutigen Mietern gehören, erwidert Gerd Margraf, der selbst in der DDR gelebt hat: »Wir haben vierzig Jahre von der Substanz gelebt. Es hätte ohne die Wende kein Stein mehr auf dem anderen gestanden, alles wäre zusammengefallen oder abgerissen worden.«

Im Osten hatte der Verfall unerbittlich sein Werk verrichtet. Im Westen walten die vitalen Kräfte des Marktes. Das wunderschöne »Ritterhaus« ist ein sprechendes Symbol dafür. Der Osten ließ das ruinierte Haus verdämmern, der Westen seine alten Bewohner verschwinden. Dieses Paradoxon schwebt über meiner alten Straße wie ein unsichtbares Schriftband: »Ich wäre nicht mehr, die ich bin, wenn sich nicht alles gewandelt hätte.« Oder so ähnlich.

Nach rund einem Jahr Bauzeit wurde das Haus 2004 fertig gestellt. Investiert wurden 5,546 Millionen Euro, darin ist der Kaufpreis enthalten. Verkauft wurde es für 6,603 Millionen. Das macht einen Ertrag von 1,057 Million Euro, was im niedrigen Bereich liegt, andere Objekte brachten schon zweistellige Millionenerlöse. Doch das Wohnhaus in der Winsstraße mit seinen 34 Einheiten scheint auch ein Markenzeichen der Firma zu sein, ein großes Aushängeschild. Als Marc Wiese vor einem Jahr Vorstand der SANUS AG wurde, zeigte man ihm zuerst dieses Haus, damit er sich ein Bild vom internen Anspruch der Firma machen könne. Das strahlende Gelb ist so etwas wie die Erkennungsfarbe des Unternehmens geworden, es leuchtet als »Corporate Identity« an vielen von ihm sanierten Gebäuden.

Kann man trotz des eindeutig kommerziellen Hintergrundes bei einer solchen Sanierung eine gewisse emotionale Bindung an das Objekt entwickeln, ein Gefühl der Vertrautheit und des Schöpferstolzes?

»Es gibt kein schickeres Haus in der Winsstraße«, antwortet Gerd Margraf kurz und bündig und schiebt ein »Oder?« hinterher, das keine Antwort erfordert. Dann erfahre ich noch von der Expertenrunde, was auf der Hand liegt, mir aber nie bewusst war: Der dekorative Stuck innen und außen unterscheidet sich radikal. Während man in den Wohnungen Gips verwenden kann, ist an den Fassaden ein zementgebundener Mörtel erforderlich. Dieser Außenstuck wird »gezogen«, wie es

in der Fachsprache heißt, und nicht gegossen. Ich packe diesen Begriff in den Sektor meines Gehirns für voraussichtlich nur einmal zu verwendendes Wissen, ein Bereich, der im Verlauf eines Journalistenlebens beträchtlich anwachsen kann.

Auch mein Ritter sei aus diesem haltbaren Material gefertigt worden, nachdem man vom ramponierten Original einen Abdruck genommen habe, eine Ganzkörper-Totenmaske als Grundlage für die völlige Neuschöpfung. Der Ritter in frischem Weiß sei also nichts weiter als eine Kopie des Helden meiner Kindheit, wird mir mitgeteilt. Wo denn das Original sei, will ich wissen. Vielleicht in der Stuck-Werkstatt, vermuten die Sanierer. Später frage ich bei den Stuckateuren nach und erhalte die tröstliche Auskunft, dass es sich sehr wohl um den Original-Ritter handle, der am Haus stehe, sorgfältig restauriert und ergänzt, unverwüstlich und unbesiegbar.

6

Ich kann mich selbst davon überzeugen, wie schön die Höfe geworden sind, als ich Franziska Petri und Stefan Fichtner besuche, die seit einigen Monaten mit ihrer kleinen Tochter genau hier, im »Ritterhaus« leben, in einer geräumigen Parterrewohnung mit einer kleinen Terrasse.

Franziska gehört zu den eindrucksvollsten Schauspielerinnen ihrer Generation. Die geborene Leipzigerin, die an der Ernst-Busch-Schauspielschule in Berlin studiert hat, wurde schon als Berufsanfängerin mit Filmen wie »Vergiss Amerika« und »Leo und Claire« sehr bekannt, eine Charakterdarstellerin, die Strenge und Zartheit zu verbinden weiß, eine durchscheinende, lichte Gestalt wie auf einem impressionistischen Gemälde.



Der sanierte »Ritter« an der Fassade Winsstraße 61

Stefan ist Filmwissenschaftler und engagierter Festivalmacher, ich habe ihn auf dem Filmfest Schwerin kennengelernt, für das er einige Jahre gearbeitet hat. Die beiden sind seit vier Jahren zusammen und mussten sich mit ihrem unregelmäßigen Einkommen schon einiges einfallen lassen, um an diese begehrte Wohnung zu kommen. In ihren Schilderungen der Winsstraße halten sich Befremden und Begeisterung die Waage, auf jede erfreuliche Tatsache folgt eine Einschränkung und umgekehrt.

Franziska Petri kennt die Gegend noch aus der Umbruchszeit Anfang der 1990er Jahre. Sie zog als 19-Jährige in die Greifswalder, Ecke Immanuelkirchstraße. Früher wohnten noch viele Arbeiter hier, ganz normale Leute eben. Zum Telefonieren ging man in die Kneipe an der Ecke. Die Häuser erschienen ihr im Verfall kostbar und zerbrechlich. Es war ein ganz eigener Zauber, wie sie mit warmer Stimme sagt. Heute, nach ihrer Rückkehr mit Mann und Kind, vermisse sie vor allem die alten Leute, die eine schöne Langsamkeit in den Alltag bringen, einen ruhigen Rhythmus. »Man sieht fast nur noch Paare zwischen dreißig und vierzig.« Sie lacht plötzlich: »Wie wir es jetzt auch sind!«

Stefan Fichtner stammt aus Bayern, was man hören kann, etwa wenn er das »ch« im Wort »furchtbar« mit einem Rachenlaut hart ausspricht. »Meine Herkunft ist natürlich für jeden sofort erkennbar.«

Franziska vermutet, er wäre auch ein guter Ostdeutscher gewesen, anti-

kapitalistisch und offen, mit einer ständigen Sehnsucht nach Gemeinschaft. Ganz furchtbar sei ihm der Prenzlauer Berg am Anfang erschienen, erzählt er: »Alle wirken irgendwie gleichgeschaltet, sind intensiv mit sich selbst beschäftigt, alle wollen kreativ sein, alle haben zwei Kinder.«

In seinem Dorf bei Ingolstadt sei die Kirche das Zentrum, eine Begegnungsstätte. Die Menschen gingen herzlich und ehrlich miteinander um, vielleicht suche er danach sein Leben lang überall vergeblich. Stefan, der in Mainz, London und Berlin studiert hat, sieht mit seinem in der Mitte gescheitelten Haar, dem kurzen Bart und den dunklen Augen so aus wie der Hauptdarsteller in einem Jesus-Film. Seine Tochter ließ er taufen, was die Leipziger Schwiegereltern sehr verwirrt habe. Die katholische Kirche sei ihnen nicht ganz geheuer.

Franziska aber wolle »Schönes gern mitnehmen«, wie sie unbekümmert zugibt, und dazu gehöre auch die Kirche mit ihren Ritualen und Mythen. Jetzt freue sie sich auf den Sommer, denn da würden sicher mehr Hausbewohner mit ihren Kindern im schönen Hof spielen und man käme endlich in Berührung mit den Nachbarn. »Die Leute sind ja alle an ihren Grenzen, haben kaum Zeit, man sieht ihnen die Härte ihrer Jobs, des täglichen Kampfes an.«

Stefan erkennt hier inzwischen Anzeichen für die »Spätfolgen der Gentrifizierung«. Es gebe für die gestressten Kiezbewohner viele Naturheiler, Psychotherapeuten und sogar zwei Swingerclubs in unmittelbarer Nähe, eventuell als Rettungsanker für die erkalteten Ehen.

Franziska rühmt die Ruhe in der Winsstraße, die kleinen Läden und das Fehlen von Touristen-Strömen, die es zum Glück in andere Gegenden ziehe. Stefan geht gern mit seiner Tochter Anouk durch die Straße, sieht sich mit ihr die Auslagen in den Spielzeugläden an. Sie soll später hier zur Schule gehen und nach dem Unterricht Kontakt zu den Klassenkameraden haben.

Auch wenn in der Wohnung keine Kisten mehr stehen, die ausgepackt werden müssten, so spüre ich doch, dass die beiden wie in einem Wartestand hier leben, dass sie längst nicht heimisch geworden sind. Es gibt noch zu wenige Geschichten, Begegnungen und Eindrücke, die das Gefühl von Heimat erzeugen.

Ein bekanntes Gesicht haben sie jedoch gleich am Tag des Umzugs getroffen. Auf der anderen Straßenseite wohnt der russische Theater- und Filmregisseur Kirill Serebrennikov, der auch an der Komischen Oper in Berlin inszeniert hat. Franziska konnte den Zufall nicht fassen, denn Kirill hatte ihr ein Jahr zuvor die Hauptrolle in seinem bildgewaltigen, abgründigen Thriller »Verrat« übertragen. Stefan war während der Dreharbeiten mit in Moskau und kümmerte sich um die kleine Tochter.

Bei den Filmfestspielen in Venedig wurde Franziska für ihr fein differenzierendes Spiel von den Kritikern gefeiert und als sehr glaubwürdig in der Rolle einer Russin empfunden. Nun lebt also Kirill, der Mann, dem Franziska ihren bisher größten Erfolg verdankt, gleich gegenüber, und die Winsstraße erhält einen ersten Anflug von Vertrautheit.

Man könnte eine Geschichte der Winsstraße schreiben, die sich nur entlang der